

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 147.

Posen, den 29. Juni 1928.

2. Jahrg.

Das Geheimnis des Lebens.

Leben, solange die Brust sich hebt; genießen, was rundum blüht; hin und wieder etwas Gutes tun, weil das auch ein Genuß ist; arbeiten, damit man genießen und wirken könne. — Dem hat der Himmel ein Geheimnis eröffnet, der das tut und weiter nichts.

Heinrich v. Kleist
(Brief an Wilhelmine, 1801.)

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

(Nachdruck untersagt.)

„Wissen Sie, mein Lieber,“ knurrte Trent, „ich habe manche dreckige Gegend in der Welt gesehen und bin an Stätten gewesen, an die ich nicht mehr ohne ein Gefühl der Uebelkeit zurückdenken kann. Wählerisch bin ich nicht — danach bin ich wirklich nicht erzogen — und wahrhaftig alles andere als prüde. Aber diese Urwaldsümpfe mit ihren schwarzen Bewohnern sind ja das Tollste, was ich bisher irgendwo erlebte. Wenn Hauptmann Francis sich nicht beeilt, werden wir es aufgeben müssen. Auf diese Weise halten wir es nicht mehr lange aus, Monty.“

Sein Gefährte wandte sich ihm zu. Er war älter; seine hagere, schäbig gekleidete Gestalt und die wässrigen Augen machten einen fast abstoßenden Eindruck. Sobald er jedoch sprach, erkannte man den Mann von guter Herkunft und Bildung, obwohl seine Stimme heiser klang und die Worte nur widerwillig über seine Lippen kamen.

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, Trent. Dieser Ort ist buchstäblich widerlich, die Umgebung ekelhaft, um nicht zu sagen erniedrigend. Die Gesellschaft dazu ist nicht — äh — was man geeignet nennt — und die Manieren der dunkelfarbigen und — wie ich hinzufügen muß — unbekleideten Damen sind, gelinde ausgedrückt, beklemmend.“

„Dunkelfarbig!“ unterbrach ihn Trent wegwerfend, „sagen Sie nur ruhig pechschwarz.“

Monty nickte langsam.

„Ich muß Ihnen recht geben. Sie sind so schwarz wie die Sünde. Aber, lieber Freund, bedenken Sie doch: Wenn die hiesige Umgebung Sie schon anwidert, was soll ich dann erst sagen! So unter vier Augen darf ich Sie doch wohl daran erinnern, daß Sie ein Mann aus dem Volke sind. Komfort und Reichtum haben Sie nie gekannt. Sie haben, wie ich glaube, nur die Volksschule besucht, ich dagegen war noch einige Jahre auf der Universität. Sie sind bei einem Sattler in die Lehre gegangen, und ich — nun, das tut nichts zur Sache. Ich möchte mich daher kurz fassen.“

„Wenn Sie damit meinen, daß Sie aufhören wollen, lassen Sie sich um Himmels willen nicht abhalten,“ brummte Trent. „Sie werden noch reden, bis das Fieber Sie zu packen bekommt. Lassen Sie hören, worauf Sie hinauswollen.“

„Reden,“ sagte der Ältere mit einem sorglosen Achselzucken, „reden wird meiner Gesundheit nicht schaden; für Menschen Ihres Schlages bedeutet es allerdings eine Anstrengung, die Gedanken in Worte zu kleiden. Für mich dagegen ist es eine Freude und zugleich eine Erleichterung. Was ich also sagen wollte, ist dies: Wenn Sie diese Gegend schon verdrießt, von der aufdringlichen Art und Weise, in der die schwarzen Damen uns ihre Aufmerksamkeit widmen, ganz zu schweigen, bedenken Sie dann einmal, um wieviel schlimmer es dann für mich sein muß!“

Trent lächelte schwach, ohne etwas zu sagen.

„Außerdem,“ fuhr Monty fort, „haben wir noch mit dem Problem der Lebensgefahr und der körperlichen Tüchtigkeit zu rechnen. Vergleichen Sie somit einmal unser beider Zustand, lieber Freund. Ich bin fünfundzwanzig Jahre älter als Sie; ich habe ein schwaches Herz und verfüge über lächerlich geringe Körperkräfte. Meine Kampfzeit ist vorüber. Ich kann gut schießen; aber schießen hilft uns hier nur, solange wir über Munition verfügen — wenn es zum Nahkampf kommt, wirft ein Kind mich um. Sie dagegen besitzen eine stählerne Konstitution, Sie sind ungewöhnlich muskulös und sehnig und, wenn man so sagen darf, ein Prachtexemplar der Gattung Mensch. Sie werden mir doch recht geben, daß Sie im Notfall mindestens doppelt so viele Aussichten des Entkommens haben als ich!“

„Reden Sie weiter, Monty,“ sagte er. „Lassen Sie hören, was Sie auf dem Herzen haben. Ihr Wortstrom ist einfach unerschöpflich.“

Mit einer majestätischen Handbewegung gebot Monty ihm Schweigen:

„Ich betonte das alles nur, um Ihnen zu zeigen, daß die Gefahren und Unannehmlichkeiten dieser Expedition größtenteils auf mich niederkommen. Und nun ich Ihnen dieses alles verständlich gemacht habe, möchte ich noch einmal auf Ihre letzte Bemerkung zurückkommen. Diese zielte darauf, daß es uns vielleicht nicht möglich sein wird, dieses Unternehmen völlig durchzuführen.“

Er hielt inne und hob den Blick zu Trent, der mit unwirschem, regungslosem Gesicht zuhörte und nur wenig Interesse verriet. Monty schöpfte tief Atem und schob sich etwas näher. Sein Benehmen war vollkommen verändert.

„Scarlett Trent,“ rief er, „hören Sie einmal aufmerksam zu: Sie sind noch jung, und ich bin alt. Für Sie ist diese Expedition möglicherweise nur ein Abenteuer unter vielen — für mich ist sie die letzte. Seit langem habe ich inbrünstig nach einer derartigen Gelegenheit ausgeschaut, vom ersten Augenblick an, da ich den Fuß in dieses verfluchte Land setzte. Die Gelegenheit ist spät eingetroffen, fast zu spät für mich. Die Gelegenheit ist spät ausnutzen, solange noch ein Funken Leben in mir ist. Schwören Sie mir nun, daß Sie sich nicht zurückziehen werden! Hören Sie mich, Trent? Schwören Sie!“

Trent sah erstaunt auf seinen Gefährten. Der plötzliche Ausbruch, der harte Ton und der entschlossene Zug

um den weichlichen Mund überraschten ihn. Es schien also doch noch etwas Energie in dem alten Mann zu stecken.

„Bravo, alter Knabe!“ sagte er. „Ich hätte Ihnen wahrlich nicht soviel Mut zugetraut. Sie wissen doch, daß ich nicht so leicht etwas aufgebe. Wir werden es durchsetzen und alle Segel hissen. Es ist doch mein Unternehmen. Jeden Pfennig meines Besitzes habe ich hergegeben, unsere Träger zu bezahlen, wie auch die Ausrüstung und den Rum für — wie heißt doch der Bursche noch? — anzuschaffen, und es würde mir nicht zuviel werden, selbst wenn ich wieder von vorn anfangen müßte. Wir bleiben hier, bis wir im Besitz der Konzession sind, oder bis man uns unter die Erde steckt. Ist es so gut?“

Monty — keine Menschenseele in Buchomari hatte je einen anderen Namen für ihn nennen hören — streckte die schlanke Hand mit den zarten, spitzzulaufenden Fingern aus und ließ sie einen Augenblick in der mustulösen Rechten seines Gefährten ruhen. Dann lugte er verstohlen über die Schulter zurück, und seine Augen begannen zu leuchten.

„Sie, Trent, wenn Sie gestattet, möchte ich eine Sekunde — länger nicht — meine Lippen mit Ihrem ausgezeichneten Kognak befeuchten.“

Trent faßte hart seinen Arm.

„Vollkommen ausgeschlossen,“ wehrte er ab. „Es ist die letzte Flasche, und der Rückzug liegt noch vor uns. Der Alkohol muß gespart werden, im Falle wir Fieber bekommen sollten.“

Das Gesicht des Mannes, dessen heißer Atem über Trents Wangen strich, drückte heftigen Zwiespalt aus. Es war das übliche Lied — die Enttäuschung des aus dem Felde geschlagenen Trinkers.

„Nur einen einzigen Tropfen, Trent,“ fleht er. „Mir ist nicht wohl. Wirklich nicht. Die Luft hier ist zu verpestet. Ein Schlückchen wird mich vollkommen wieder aufrichten.“

„Sie bekommen es nicht, Monty. Jedes Reden ist unnütz,“ erklärte Trent kurz. „Ich habe Ihnen schon zu oft Ihren Willen gelassen. Kopf hoch, Mann! Wir sind im Begriff, reich zu werden, und wir haben wirklich alle unsere fünf Sinne nötig.“

Monty schwieg, nach Atem ringend, führte die Hand an die Kehle und warf einen flehenden Blick auf die Flasche. Trent schüttelte unerbittlich den Kopf. Es lag etwas Klägliches in dem Benehmen des Mannes.

„Keinen Tropfen,“ sagte Trent. „Wie können Sie derart töricht sein, danach zu verlangen? Sie sind doch schon ein elendes Wrack, Monty. Sie wollen doch die Sache mit mir erfolgreich zu Ende bringen! Lassen Sie daher die Finger von dem schädlichen Zeug. Sonst werden Sie keinen Monat mehr leben, sich Ihres Reichthums nicht lange erfreuen, wenn wir den Gewinn einmal in Händen haben.“

„Leben!“ Monty richtete sich auf. Er flog am ganzen Körper. „Leben!“ wiederholte er mit tiefer Geringschätzung. „Sie begehen den üblichen Irrtum der dummen breiten Masse. Sie bemessen das Leben nach seiner Länge, während nur die Tiefe von Bedeutung ist.“

Da raschesten Schritte im Gras. Trent fuhr halb in seiner Haltung gespannter Aufmerksamkeit in die Höhe; unauffällig holte er den Revolver hervor, der schon seit vier Tagen geladen im Gürtel steckte, und legte auf die langsam näher kommende Gestalt an.

II.

Ein corpulenter Mann mit ungesundem Neuhäutern, halb Eingeborener, halb Portugiese, näherte sich über den freien Vorplatz der Hütte, in der die beiden Fremden hausten. Wenige Schritte hinter ihm trotteten zwei riesige Neger. Trent steckte die Waffe ein und erhob sich.

„Was gibts Neues, Onkel Sam? Hast du schon Kunde von dem englischen Offizier? Er muß in der Nähe sein.“

„Nichts Neues,“ brummte der Kleine. „Der König Weißen sagt, Sie bekommen, was Sie nötig haben, er sagt. Sie beginnen mit Arbeit, sobald Sie wollen. Aber

Sie weggehen sollen von hier. Er Sie nicht haben will an diesem Ort.“

„Scher dich zum Teufel!“ knurrte Trent.

„Aber Sie fortgehen müssen. König böse werden wird. Er sagt, weiße Männer nicht bleiben können. Sie haben, was er versprochen — nun fortgehen. Ich kenne König — kenne dieses Volk gut! Sie bald aufbrechen müssen. Er glaubt, Sie hier König werden wollen. Sie Papiere haben — alles, was Sie wollen — wie?“

„Nicht alles, Sam,“ entgegnete Trent. „Wir warten noch auf einen Engländer, Hauptmann Francis. Er muß morgen hier sein. Ich möchte ihn bei der Unterschrift des Königs zugegen sehen. Ihn als Zeugen, können die Neger nie die Konzession zurückziehen. Es sind raffinierte Halunken. Es kann jemand anders kommen, der mehr bietet, und sofort vergessen sie uns und geben ihm das Recht, die Gruben auszubeuten. Begreifst du?“

„Ja, aber nicht ratsam ist, noch länger zu warten. Mir glauben. Ich kenne die Neger. Zwei Tage betrunken — vier — dann rasend und toll. Sie jetzt betrunken — morgen jeden töten — vielleicht Sie beide, bestimmt morgen nacht. Sie auf mich hören müssen!“

Trent stand im Schatten des überhängenden Daches. Ob und zu erklang ein wilder schriller Schrei aus dem Lagerteil des Dorfes. Laute Schläge aus einer geborstenen Trommel, die wahrscheinlich einem reisenden Händler abgekauft worden war, schallten durch die Nacht. Der Lärm steigerte sich mehr und mehr. Trent fluchte halbblaut vor sich hin und sah unschlüssig hinter sich, dorthin, wo der in Schlaf gefallene Monty lag.

„Sollte das Schlimmste eintreten, können wir uns nicht einmal aus dem Staube machen,“ murmelte er. „Das alte Skelett kann sich kaum allein von hier fort-schleppen.“

Sam sandte ihm aus seinen verschmizten Augen einen Blick zu.

„Er nicht kann, dann allein sterben,“ bedeutete er. „Er sehr alter, kranker Mann. Sie ihn hier lassen! Ich für ihn sorgen.“

Trent wandte sich mutlos ab. „Morgen brechen wir auf, Sam,“ sagte er kurz.

Sam nickte und entfernte sich. Trent warf seinem Gefährten einen Brocken Zwieback gegen die Wange.

„Werden Sie munter, Monty!“

Monty raffte sich auf und näherte sich schwerfällig. „Ich habe keinen Hunger, Trent. Aber mich quält ein arger Durst, ein schrecklicher Durst. Meine Kehle ist wie ausgedörrt. Mir ist gar nicht wohl. Wirklich, ich finde Ihre Haltung hinsichtlich des Schnapses nicht sehr kameradschaftlich. Ich werde noch krank werden. Wollen Sie mir nicht...“

„Nein, ich will nicht,“ fiel Trent ihm ins Wort. „Hören Sie jetzt auf mit diesem Unsinn und essen Sie.“

„Danke, ich habe keinen Appetit,“ erwiderte Monty frostig.

„Essen Sie etwas und seien Sie kein Narr,“ beharrte Trent. „Ein schwerer Marsch liegt noch vor uns, und Sie werden alle Kräfte zu Hilfe nehmen müssen, um wieder nach Buchomari zu gelangen. Hier, Sie haben etwas von Ihren kostbaren Besitzkümern verloren.“

Trent bückte sich und hob einen Gegenstand vom Boden, der ihm anfangs ein Stück Karton schien. Er war im Begriff, es dem Eigentümer zuzuwerfen, als er bemerkte, daß es eine Photographie war. Das Bild eines Mädchens, anscheinend eines sehr jungen Mädchens. Es trug noch langes Haar und ein Kinderkleidchen. Die Aufnahme war nicht besonders gut gelungen, aber Trent hatte noch nie Schöneres gesehen. Der Mund war leicht geöffnet, die klaren Augen blickten lächelnd, die Haltung war sehr grazios, obwohl die Figur des Mädchens noch unentwickelt war. Das alles hatte Trent gesehen, als er auf seiner Wange einen harten Schlag spürte. Das Bild wurde ihm aus der Hand gerissen, und er sah Monty mit wutverzerrtem Gesicht vor sich stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Sahn, stud. rer. pol., Posen.

(8. Fortsetzung.)

Am späten Nachmittag ruderten wir weiter. Die Sonne meinte es diesen Tag sehr gut, und so ließen wir uns Zeit. Abends kam allerdings die Neaktion. Schon nach einstündiger Fahrt zogen schwarze Wolken von Westen herauf. Wir legten uns rüchzig in die Stalls, um noch ein ansehnliches Stückchen „fortzuziehen“. Da wir in Richtung der ziehenden Gewitterwolken ruderten, erhaschte uns das Wetter nicht so schnell. Schließlich war auch diese Galgenfrist verstrichen; es begann zu pladdern. Zum Zeltausschlagen war es schon zu spät, da alles durchnäßt war. Also kurz entschlossen weiter bis nach Stawff, dort sollte man ja gutes Unterkommen frist verstrichen; es begann zu pladdern. Zum Zeltausschlagen war es fest, und mochte es regnen, was es wollte. Und schließlich waren wir nolens, volens gezwungen, ein sicheres Dach zu suchen, denn bei diesem Wind und Regen hätte man keinen Hund vor die Tür jagen mögen. Wieder war eine Stunde vorüber, von Stawff nichts zu sehen, nicht einmal ein Lichtschein von irgend einem Bauernhause war in der Dunkelheit wahrzunehmen. Einige Male hatten wir schon am Ufer stehende Leute nach der Entfernung gefragt, danach mühten wir schon längst da sein; wir hatten dazu noch Schiebewind, das einzige Vorteilhafte in der ganzen Lage. Wie wir um eine Biegung fuhren, stand plötzlich ein Bauernbursche am Ufer. Halt! „Wie weit ist es noch bis nach Stawff?“ lautete auf polnisch unsere Frage. „Jeszcze porre!“ (Noch ein paar) war die kurze Antwort. Diese Antwort wirkte auf uns wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Wie viel mal hatten wir das schon gehört, dieses „Jeszcze porre“, und trotzdem waren wir noch nicht da. Unseren Obmann schien die weniger lakonische als dumme Antwort am meisten elektrisiert zu haben. Er ließ urplötzlich die Stalls fahren, und wenn wir nicht so weit vom Ufer fort gewesen wären, hätte er in der Rage am Ufer eine handgreifliche Unterredung mit dem Wurschen geführt. So mußte er sich begnügen, aufzuspringen, um in einem Schwall von kräftigen Forderungen seinem Jörn Luft zu machen. Dieser herumergemachte Bauernbursche, der zumindest in unserm Alter war, ließ sich diese Anreden ruhig gefallen und hatte zu dem „Jeszcze porre“ nichts mehr hinzuzufügen. Die Mut, die diese schlaue Antwort bei uns ausgelöst hatte, ließen wir nun an den Stalls sich auswirken: es war ein mächtiges Tempo, das wir jetzt einschlugen. Das übliche halbfründliche Wechseln wurde schon lange nicht mehr eingehalten; nur weiter, immer weiter. Zu unserer größten Freude bekamen wir das Zentrum des Gewitters ab. Es blühte und donnerte wie im Regenfass. Dazu wuchs der Wind von Minute zu Minute. Zwar sah er uns, aber die Wellen wurden immer größer, und die „Geze“ schaukelte schon ganz ungewöhnlich. Endlich, in zwei Kilometer Entfernung blühten Lichter auf; das mußte das Dorf sein. Noch eine gerade Strecke in der Windrichtung, wohl einer der gefährlichsten Augenblicke der ganzen Wanderschaft, die noch unserer harrte. Bei Tage wären wir sicher nicht in diesen Wellen weitergerudert; es waren schon kleine Wogen, die der Wind den ungeschützten Fuß hinaustrrieb und die bedenklich das Boot entlang lekten. Nur ein falscher Zug des Steuermanns, und wir hätten mit Sach und Pack in der Warthe gelegen; eine Welle schräg an die Bordwand hätte genügt. Aber schon war diese Fahrt dennoch, wie wir stromauf brauchten. Gleich einem Motorboot trieb der Sturm uns vorwärts. Die Richter, die wir einige Minuten vorher in der Ferne ausblitzen sahen, hatten uns nicht getäuscht. Stawff war erreicht. Frieblich lag es am Ufer, schon in dieser Nähe. Es mußte mittlerweile schon sehr spät geworden sein. Nirgends war eine menschliche Seele zu erblicken, die Bescheid geben konnte, wo wir landen könnten. Und bei diesem Wellengang war die Landung ein Kunststück, wenn man das Boot nicht in Grund und Boden fahren wollte. Denn längs des ganzen Ufertrichs lagen riesige Steine, deren größter Teil sogar noch unter Wasser in der Warthe verbuddelt war. Von Glück konnten wir reden, daß wir noch nirgends aufgefahren waren. Unschlüssig, ob wir die Landung „mang den Klammotten“, wie der wandererüberrückliche Ausdruck lauten würde, wagen sollten, ließen wir uns stromaufwärts treiben, mit den Stalls das Boot ausgleichend, in steter Angst, im nächsten Augenblick auf einen Stein zu rasseln. Endlich schien das Ufer für unser Unternehmungsgünstig zu sein. Mit einem Satz mußte der Steuermann hinaus, das Boot am Heck festhalten, damit Wind und Wellen uns nicht quertrieben, und zuguterletzt noch unter Wasser setzten. Das Manöver gelang, zwar nicht ohne Verluste, wie sich später herausstellte. Dann folgte die andere Mannschaft. Das Boot wurde vorsichtig an das Ufer geholt und mit vollem Gepäck gleich auf Land gestellt. Eine Wache blieb zurück, die beiden anderen zogen ins Dorf, Quartier zu machen. Nach langem Hin und Her wies uns der Stawffler Gutsherr schließlich Unterkunft bei seinem Vogt an, der zum Glück an unserem Anlegeplatz wohnte; wir brauchten also das Gepäck nicht so weit zu schleppen, was uns in der augenblicklichen Verfassung wohl sehr heuer geworden wäre. Kaum war das ganze Gepäck in dem Hause des Vogtes verpackt, da begann das Wetter nochmal zu zeigen, was es kann. Es begann zu giechen, wie wir es lange schon nicht mehr erlebt hatten. Unserem Schöpfer konnten wir danken, daß wir ein schützendes Dach über dem Kopfe hatten, denn bei dem Regen und Sturm draußen im Bette hätte bestimmt der ganze Inhalt der Butterdose her-

halten müssen, um uns vor dem eindringenden Naß zu schützen. Und wie fein saß es sich in der trockenen Bauernstube, auf dem Tisch der dampfende Teekessel, und draußen rauschte der Regen herab. Nach dem Essen, als wir zur Aufstellung der nächsten Tagesroute die Generalstabkarte suchten, da merkten wir erst, was in der Dunkelheit beim Landen aus dem Boote geflattert war. Der Steuermann hatte sie bei seinem kühnen Satz in die Kluten der Warthe mitgerissen, und im selben Augenblick war die schöne Karte ein Raub der Wellen. Diesen Verlust hatten wir später noch schwer zu beklagen; erst heute hatten wir ja mit dem „jeszcze porre“ genügend Erfahrung über die Heimatkunde der Bevölkerung gesammelt. Diese „präzise“ Entfernungsangabe hatten wir noch oft genug zu hören bekommen. Todmüde legten wir uns nach einer längeren Unterhaltung, die der Wirt uns aufotrohierte, auf einem wundervollen Stroflager zur Ruhe.

Am nächsten Tage fuhren wir erst sehr spät ab; ein Nachteil des Ueberrachtens in Gehöften. Diese Verspätung brauchten wir in diesem Falle nicht zu bereuen. Um elf Uhr ließen wir in Konin ein und machten das Boot am Steg des Koniner Ruder-Clubs fest. Ueber Mittag waren wir in der Stadt, erledigten einige Besorgungen, und nach einem Spaziergang durch das Städtchen wurde die Fahrt am Nachmittag fortgesetzt. Ein Doppelweier des dortigen Ruder-Clubs begleitete uns bis zum „Kanal morzylawski“, etwa 4 Kilometer oberhalb der Stadt. Für uns begann jetzt der am wenigsten erfreuliche Teil der Wanderschaft. Dieser sogenannte Kanal, der auf vielen Karten „die“ bezeichnet, ist in Wirklichkeit ein elender, verwachsener Graben, der das überflüssige Wasser der nördlichen Seenkette zur Warthe ableitet. In der Höhe eines Höhenzuges liegt die Mündung dieses „Kanals“; dann führt er durch Moor und Sumpf nordwärts. Den ersten Teil kann man bei gutem Steuern noch abrudern; nach 1 Kilometer ist aber auch diese Herrlichkeit zu Ende. Zunächst versuchten wir durch Treideln weiter zu kommen; nach kurzer Zeit scheiterte auch dieser Versuch, denn bei der Eisenbahnbrücke der Stralkowo-Kutnoer Strecke wird der Graben eng und verwachsen. Stalls und Treidelschnur wurden bis auf weiteres „pensioniert“; an ihre Stelle traten Bootshaken und Stöcke. Mühselig arbeiteten wir uns weiter; Staken konnte man bei dem schlammigen Boden des Grabens nicht, da beim Herausheben des Stakens der Schwung, den man dem Boote gegeben hatte, sofort wieder gehemmt wurde, weil der Staken in Schlamm stecken blieb. Aber Not macht erfinderisch. Bald knobelten wir ein neues Fortbewegungsverfahren aus. Schill und Wasserpflanzen bieten einem Stöcke genügenden Widerstand, wenn man sich an ihnen abstützt. Allerdings sind diese paddelähnlichen Bewegungen sehr anstrengend, aber in diesem Falle blieb uns nichts anderes übrig, als zu diesem Mittel zu greifen. Sonst wären wir überhaupt nicht weitergekommen. Ja, an einer Stelle saßen wir so fest in dem zwei Meter hohen Schill, daß wir die Hoffnung auf ein glückliches Weiterkommen fast aufgegeben hatten; denn immer von neuem hatten sich die Ausleger in dem langen Rohr fest. Leider waren an unserem Boote keine einklappbaren Ausleger, sie hätten uns hier gute Dienste geleistet. Von Zeit zu Zeit führen niedrige Brücken über diesen „Kanal“, die für ein Ruderboot noch gerade passierbar sind. Endlich nach „viereinhalb“ Stunden hatten wir das Ende (11 Kilometer) erreicht und befanden uns auf dem Goslawicer See. Die Dämmerung brach schon herein bei unserem Eintreffen, und so schlugen wir unmittelbar am Ausfluß des „Kanals“ unser Nachtlager auf. Der Mond stieg am gegenüberliegenden Ufer des Sees auf; zitternd warf seine Wasseroberfläche die Mondstichel zurück. Entzogene Strichen über das Wasser; andere berrieten ihre Anwesenheit durch keises Plätschern im Schill. Heimliche Stille herrschte um her. Weit, am Ufer des Goslawicer Dorfes zogen zwei Fischerhüte zum Fang aus. Wiswenen brachte ein linder Windzug abgebrochene Laute aus dem Dorfe. Die Nachtluft am See war sehr kühl, daher zogen wir uns bald vom Lagerfeuer in das Zelt zur Ruhe zurück. —

Der Klabaüter.

Von Kurt Bok.

Lang Tid ist das her, fast zwei Menschenalter, — aber mir unbergänglich. Als Steuermann fuhr ich noch, und unsere Bark machte eine Fahrt mit einer steten achterlichen Krise von Kopenhagen durch den Kanal nach Portugal. Wir führten aber auch einen Ausbund von Frohsinn an Bord, den litten Schiffsjungen Beer, dessen strahlende Augen und frecher Wuschelkopp das Lachen vom Kielraum bis in die Toppen trugen. Eine ganz bannige Krät, der Beer; Als Peter, der Vollmatrose, ihm wegen irgend eines schlechten Messs eine Anallschote stechen wollte, haumelte der Junge jählings mit nur einer Hand am rüttelnden Gassellende, strampelte quierschlingig mit den Dadelbeinen und fingerte Peteren eine lange Nase, — so hahnebüchen selbstmörderisch schaute sich dies Stück an, daß Peters Priem vor Schreck in die Gurgel wegrutschte und der Maat sich eine gute Stunde in der Kombüse mit Nöcheln, Spucken, Lachen und Winseln halbtot radern mußte.

An der irischen Küste aber booteten wir zwei Mann krank aus, und an ihrer Statt misierte eine Hüte von Kerl an, „Beanoöpf, Muskelpatet, — mit irgend so nem tollen Namen. O'Brien glaub' ich.

Also, von Irland an wurde alles verrückt, nicht allein Wind und Wetter, die uns bestig verquer klüften, den Kurs verlorstern und mit Hagel und Nebel schmissen, sondern schlimmer noch: Beer war verdrückt; sein Schopf vorstlig, seine Lichter scheul. Nie mehr turnte er auf Bugspriet oder Meling spazieren. Und den Goliath O'Brien umschlich er wie ein ausgehungertes Kater den Baum voller Starenkästen. Und er schwieg! Schwieg verbissen, der Galunferich!

Vor Bordeaux hatten wir die erste ruhige Nacht. Die Bordwache lehnte friedlich auf Vordeck, da melbete sich das Unheil zum ersten Male: Ein ganz verbeumeltes Poltern ging im Kadelgatt los. Wir auf, los, nachgeschaut — alles in Ordnung, nichts zu finden.

Und so ging das nun fast Stunde für Stunde, bald im Pumpschacht, bald am Gangspil, dies rätselhafte Numoren und Gemurks.

Beer, das Baby, sprach zuerst aus, was alle düster verschwiegen; der Alabautermann. „Den paßt wat hier bi uns nich! Wenn he sid op de Rahnoeden wiest oder bin'n Bugspriet, denn so geht wi alltöfem koppheister.“

Aber der Klopfgestir zeigte sich auf andere Weise. Vor der portugiesischen Küste überfiel uns eine wilde Nacht mit Sturm und Fallböen, giftgelben Wolken und geisterhaft zuckenden Lichtern, grauenvollen Gischgestalten auf Wogenlämmen und Todesdrachen in den schwarzen Schluchten. Eben hatten wir das peitschende Vorsegel und Klüver geborgen, da taumelte vom Bug her O'Brien brüllend an uns vorüber, beide Arme vorm Gesicht schützend gekreuzt, und hinter einer aufgeschossenen Lautwerklast her schrie ein spitziges Gelächter achter ihm her.

Mit dem Morgendämmer erst klarte es auf und legte sich das Unwetter; der Käppn gab einen Extragrog. So versammelten wir uns im Mannschaftsraum und hockten stumm um den zerbrochenen, freideweissen O'Brien her, der seine rechte Hand weit von sich weg auf den Tisch geschoben hatten. Und die war blutgerötet.

Wir hockten wie ein feierliches Geheimgericht, und Pieter begann: „Nu bertell man, du blutiges Frischstem, wat is dat mit di? Du weest doch, wenn Alabautermann sich zeigt, mit dem is dat nich geheuer. Du heft eenen tollt mast, wat?“

O'Brien sackte mehr in sich zusammen: „Ja — eine Frau. Aber ich gehe von Bord!“ stöhnte er auf, „jekt im ersten Hafen! Das Männlein hat meine Hand gepackt, es sah aus, wie alle es erzählen: weiße Schifferhosen, rote Jacke, alter großer Spibhut, der ganze Alabauter nur zwei Fuß hoch. Und dann hat er gelacht — das vergesse ich nie, mei!“

Pieter schob ihm einen Grog hinüber: „Na, denn sup man eenen. Un keene Bange nich. Wi alle klöhnen niz nich ut. Aber unse Planen müssen sauber bleiben. Du verschwindest also von Bord, un wi weet von niz. Un nu, Hein, lang mal dat Schipperklavier herut!“

In Porto ist O'Brien dann auch verduftet. Und die Rückfahrt wurde wieder mal platt vor de Wind, mit Lachen vom Bug bis zum Heck, mit Peers blanken Lufen und fröhlich, frech wehendem Schopfe.

Aber einen Tag vor dem Heimathafen überraschte ich Beer beim Kramen über seiner Schiffsliste: da lag Alabautermanns bunte Haut!

Und grinsend gestand der Junge alles: wie er das Verbrechen aus den Augen und von den fahrigen Händen des Matrosen gelesen und die Probe gewagt habe, — wie er mit an Schlemmangarn gezurten Tafelblöcken, die er durch die Lüftungsröhre hinabließ, rumorte und polterte, sein Gesicht mit Kreide und seine Hand mit Mennige bemalte, — und wie er recht behielt, der lütte Beer.

Die freche, gute, kleine Kröte! Ich habe den Jungen nicht wiedergesehen, — aber ich bin mir gewiß: sein helles Lachen hat viel und eitel Freude um den Erdball gestreut.

Geniale Zerstretheit.

(Nachdruck verboten.)

Es ist dem einen oder anderen von uns sicher schon passiert, daß er seine Brille suchte, die er auf der Nase hatte, oder den Hut, den er auf dem Kopfe hatte. Oder es schreibt jemand auf der Maschine einen Brief, und merkt, wie er nahezu fertig ist, daß er vergessen hat, ein Papier in die Maschine zu sperren. Solche Handlungen, die man als Zerstretheit bezeichnet, sind nichts anderes, als die Folge der Konzentration der Gedanken auf einen Gegenstand, die die augenblickliche Tätigkeit vergessen macht. So schrieb der Italiener Gioja tatsächlich ein ganzes Kapitel eines Romans statt auf Papier auf die Tischplatte. Beethoven und Newton, wenn sie an der Arbeit waren, vergaßen das Mittagessen, und Beethoven ging sogar so weit, seine Hausgeister zu schimpfen, wenn sie ihm Essen auftragen wollten, weil er der Meinung war, er habe schon gegessen. Ähnlich wie Beethoven ein Pferd einmal völlig vergaß, das er gekauft hatte, vergaß Diderot mehr wie einmal, daß er einen Mietwagen hatte vorfahren lassen, so daß er den Richter oft für ganze Tage bezahlen mußte, die er ihn hatte vergessens warten lassen. Diderot vergaß oft die Namen der Personen, mit denen er sprach. Dostojewski hatte einmal den Mädchennamen seiner zweiten Frau vergessen, und von Tucherell wird

sogar erzählt, daß er einmal seinen eigenen Namen vergessen hatte. Newton wollte einmal in der Zerstretheit seine Pfeife mit dem kleinen Finger einer Enkelin stopfen. Der italienische Abt Beccaria, der als Rechtsgelehrter hohes Ansehen besaß, soll einmal am Schlusse der Messe gesagt haben: „Ite, experientia facta est!“ (Gebet, der Versuch ist gelungen!), anstatt: Ite, missa est!“ (Gebet, die Messe ist vorüber!)
Dr. J. W.

Franzl.

Ein Schubert-Anekdote.

Die ganze Welt begehrt in diesem Jahre bekanntlich den hundertsten Todestag des großen Meisters. Allenthalben rüstet man sich zu imposanten Feiern . . . — was mag der „Franzl“ wohl zu dem Nummel sagen, wenn er von dort oben durch ein rosenrotes Guckfenster hinabschaut auf unsere Erde? Er wird lächeln, freundlich, wissen, ein wenig melancholisch — und sich der Zeiten erinnern, da er selbst noch auf diesem Planeten herumspazierte und herummusizierte und es so ganz, ganz anders war . . . Er hat nicht viel Glück gehabt, der kleine Franzl, und klingende Schätze hat er schon gar nicht sein Eigen genannt — davon zeugt unter anderem eine wehmütig-heitere Schubert-Anekdote, die Felix Weingartner in seinen Lebenserinnerungen veröffentlicht.

Eine bedeutsame Begegnung, so erzählt er, hatte ich in der Zeit des Münchener Aufenthaltes: Levi hatte in einem Akademiekonzert eine Suite von Franz Lachner aufgeführt. Ich war am nächsten Vormittag bei ihm, als der alte Lachner persönlich erschien, um sich für die Aufführung zu bedanken. Es machte mir Freude, diese charakteristischen Kopf mit den großen blauen Augen zu betrachten. Wie Wogen eines großen Geschehens fühlte ich es aber durch meine Seele rauschen, als Lachner beim Frühschoppen, zu dem wir uns von Levis Wohnung aus begaben, anfangs, von seinem ersten Wiener Aufenthalt zu erzählen. Kaum hielt ich es für möglich: Ein Duzfreund Franz Schuberts saß mir gegenüber und erzählte, als ob es gestern gewesen wäre, wie sich der arme „Franzl“ halt immer in Geldnöten befunden hätte.

„Geh, Franzl, das Wetter ist heute so schön,“ so trat Lachner einmal in das Stübchen seines Freundes, „laß uns eine Landpartie machen!“

„Ja, von was denn?“ meinte „Franzl“, ich habe ja keinen Kreuzer in der Tasche!“

Für zwei langte es auch bei Lachner nicht. „Weißt was,“ sagt Franzl, „nimm das Heft wieder und geh zum Haslinger oder zu nem andern. Vielleicht geben S' dir was. Ich traun mir schon net mehr hin zu die g'strengen Herrn.“

Lachner wußte nicht mehr, welche wieder in dem Heft waren, erinnerte sich aber, daß sicher eines oder das andere später populär geworden ist. Er nahm das Heft und trat damit die Hundreise an.

„Wieder was von dem Schubert, den kein Mensch kauft!“ so wurde er von den „G'strengen“ empfangen. Schließlich kam er mit — fünf Gulden zum Franzl zurück, der kreuzbergnützig war, nun doch den Ausflug mitmachen zu können, auf dem er wieder einige Themen in sein Notenbuch kitzelte. —

In diesen Erinnerungen erzählt Weingartner auch, wie Schubert und Lachner dem großen Beethoven bei der Beerdigung das Vahruch getragen haben.

Beethovens Freundin Nanette Streicher hatte dem jungen Lachner versprochen, ihn bei dem Meister einzuführen. Sie traten in ein Zimmer, wo ein Flügel stand, auf dem das große B-dur-Trio lag. Nanette spielte den Anfang des Finales in ziemlich raschem Tempo, und Beethoven erschien, das bereits ergraute Haar wir um das gerötete, blattkernartige Gesicht flatternd, aus dessen dunklen Augen ein unwilliger Ausdruck blüht. Er mußte doch etwas von dem Spielen gehört haben, denn er rief wiederholt: „Nicht so, nicht so!“ Dann trat er selbst an das Klavier und spielte das Thema in kräftigem, aber mäßigem Zeitmaß.

„Das war mein erster Eindrud von Beethoven,“ sagte Lachner mit Nührung in der Stimme. „Bin und wieder durfte ich ihn wiedersehen, aber nicht oft. Was konnte ihn ein so junger Mensch interessieren, ihn, der in seinen hohen Welten lebte! Nicht einmal der Franzl hat sich zu ihm getraut. Aber bei der Beerdigung“ sagte er feierlich, „da haben der Franzl und ich's Vahruch tragen helfen dürfen . . .“

Fröhliche Ecke.

Das Kistenwunder. Gegen das Patent auf das Kistenflugzeug des Herrn Frik Opel lege ich Protest ein.

Ich bin bereits im Jahre 900 v. Chr., bei Jericho, mit einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren. (Was, Prophet. („Kladderadatsch“))

Die Tüchtigste. „Mama, ich habe mich verlobt, und zwar mit dem tüchtigsten Madel von der Welt!“ „Kann sie einen Kuchen backen?“ „Jawohl, und noch sehr viel mehr: sie kann einen Pneumatik-Reifen auswechseln.“

Feste Preise. „Ich hab's gesehen, wie sie meine Schwester jochen geküßt haben,“ ruft der Lausbub dem Verehrer zu. „Komm mein Junge, hier hast du eine Wart,“ sagt dieser erschrocken. „Und hier sind 50 Pfennig zurück.“ Ich habe feste Preise, die andern zahlen auch nicht mehr.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognau